

Rückblick auf die Krise
«Systemrelevant» sei ein
Unwort, sagt Moritz Leuen-
berger im Interview zu
Corona. HINTERGRUND 3

Neuanfang in Leerau
Kehrt nach der Wahl von
Pfarrerin Christine Bürk
in der Kirchgemeinde nun
Ruhe ein? REGION 2



Foto: Marco Frauchiger

Mund zu, Ohren auf
Schweigen ist Gold, sagt
der Volksmund. Zu Recht:
Wer schweigt, hört mehr
von der Welt. DOSSIER 5–8

Kirchgemeinden
Infos aus Ihrer Kirchengemeinde enthält der zweite
Bund oder die separate
Gemeindebeilage. BEILAGE

reformiert.

Aargau

Die evangelisch-reformierte Zeitung

Nr. 7/Juli 2020

www.reformiert.info

Die EKS sucht einen Weg aus der Vertrauenskrise

Kirche Bei der Aufarbeitung der Rücktritte von Sabine Brändlin und Präsident Gottfried Locher aus dem Rat zeigt sich die Synode phasenweise überfordert. Sie hat eine externe Untersuchung angeordnet.

Erschlagen und voller Fragen. Das war die Gefühlslage vieler Mitglieder von Rat und Synode nach der Sitzung vom 15. Juni. Im Zentrum der ersten Tagung des Parlaments der Evangelisch-reformierten Kirche Schweiz (EKS) stand die Aufarbeitung der Rücktritte von Sabine Brändlin und Präsident Gottfried Locher aus dem Rat im April und Mai.

Noch bevor die Geschäftsprüfungskommission den Synodalen ihren Bericht verteilt hatte, beantragte sie den Ausschluss der Öffentlichkeit. Doch sie verfehlte die nötige Zweidrittelmehrheit knapp. Und später machte Ratsmitglied Ulrich Knoepfel die wirre Debatte um die Vertraulichkeit des Berichts obsolet. Er habe Locher und Brändlin zum Rücktritt aufgefordert, da sie einst ein Verhältnis hatten, erklärte der Glarner Kirchenratspräsident.

Entscheide in neuem Licht

Die GPK hält in ihrem Bericht fest: «Es stellt sich die Frage, ob die Ratsarbeit wegen nicht offengelegter Befangenheit von zwei Ratsmitgliedern ganz oder teilweise anfechtbar sei.» Die Sorge teilt Knoepfel. Die inzwischen beendete Beziehung habe bereits vor den Wahlen 2018 bestanden. «Das Wahlgremium wurde hintergangen», betont Knoepfel. Entsprechende Gerüchte habe der Präsident damals gegenüber seinen Ratskollegen dementiert.

Die Liason habe die Prüfung der Beschwerde einer einstigen Mitarbeiterin Lochers wegen Grenzverletzungen, die der Rat im April behandelte, «massiv erschwert», sagt Knoepfel. Denn ausgerechnet Brändlin war von Vizepräsidentin Esther

Einstimmig für die Fusion der Hilfswerke

Ohne Gegenstimme hat die Synode die Fusion der kirchlichen Hilfswerke Brot für alle und Heks beschlossen. Ein Antrag der Kirchen Bern-Jura-Solothurn stellt sicher, dass die mit dem katholischen Hilfswerk Fastenopfer durchgeführte Fastenkampagne ihre Bedeutung behält. Aufgrund eines Antrags der Zürcher Kirche verpflichtet sich die EKS dazu, in der Geschäftsstelle des neuen Hilfswerks dafür zu sorgen, dass «die Geschlechter ausgewogen vertreten sind». Die Stiftung Hilfswerk der Evangelisch-reformierten Kirche Schweiz startet 2022. Die Eidgenössische Stiftungsaufsicht muss ihre Statuten noch genehmigen.



Wie weiter? Die fünf verbliebenen Ratsmitglieder der EKS und das Büro der Synode im Berner Kursaal. Foto: Ephraim Bieri

Gaillard hinzugezogen worden, um die heikle Vorlage vorzubereiten. Das Duo konsultierte Anwälte und Kommunikationsprofis, angesichts der Komplexität des Geschäfts liegen inzwischen Rechnungen in sechsstelliger Höhe vor.

Das Vorgehen am Rat vorbei taxiert die GPK als Verletzung des Kollegialitätsprinzips. Ihre Kritik relativiert sie, indem sie das «latente Misstrauen gegenüber dem Verhalten des Präsidenten nach vielfältigen Vorwürfen zu seiner Position gegenüber Frauen und Macht» erwähnt. Wenig Verständnis hat hingegen der Berner Synodalratspräsident Andreas Zeller: «So kann eine Exekutive nicht arbeiten.»

Gaillard sagt, sie habe nach vertraulichen Gesprächen mit der ehemaligen Mitarbeiterin keinen anderen Weg gesehen, als das Geschäft unter dem Siegel der Verschwiegenheit vorzubereiten. «Als Vertrauensperson und Ratsmitglied befand ich mich in einer schwierigen Doppelrolle.» Ob die Ombudsstelle zuvor adäquat reagiert hatte, müsse unabhängig untersucht werden.

Während der Rat daran festhält, in der turbulenten Zeit zusammengewachsen zu sein, urteilt die GPK anders: Zwischen den Vizepräsidenten sei das «Vertrauensverhältnis zerbrochen». Vize Daniel Reuter

verhehlt Differenzen rund um die Beschwerde nicht, betont aber: «In allen anderen Fragen arbeiten wir vertrauensvoll zusammen.» Auch Gaillard spricht von einer «ehrlichen, fairen Zusammenarbeit».

Drohkulisse und Ablenkung

Der Aargauer Kirchenratspräsident Christoph Weber-Berg kritisiert, dass die GPK die «unüberbrückbaren Differenzen», die Brändlin in der Rücktrittserklärung vom 24. April erwähnte, «aus dem Blick verlor». Die Pfarrerin hatte bei der Behandlung der Beschwerde die Suspendierung des Präsidenten und die Information der Öffentlichkeit verlangt. Vor der Synode erwähnte Gaillard im Interview mit «reformiert.» eine «juristische Drohkulisse und Störmanöver innerhalb der EKS», die den Schritt verzögert hätten. Während der Blockade soll Locher der Versuch zugestanden worden sein, sich mit der Beschwerdeführerin gütlich zu einigen. Dieses Vorgehen wollte Brändlin nicht mittragen.

Weber-Berg fürchtet, dass der Rat diese Differenzen nun negiert und das Verhältnis von Locher und Brändlin betont, «um von eigenen Fehlern im Umgang mit der Beschwerde abzulenken». Zeller attestiert der GPK, «mit Sorgfalt gearbeitet zu haben». Eine Schwäche des

«Die GPK hat mit Sorgfalt gearbeitet. Eine Schwäche des Berichts ist, dass er zur Beschwerde schweigt.»

Andreas Zeller
Synodalratspräsident Refbejus

Berichts sei, «dass er zur Beschwerde schweigt». Antworten erhofft sich der Berner jetzt von der unabhängigen Untersuchung.

Vom Rat wurde Christine Baumgartner der Zürcher Anwaltskanzlei Rudin Cantieni mit der Untersuchung der Beschwerde beauftragt. Das Mandat unterstellte die Synode nun einer Kommission. Ende September definiert sie deren Auftrag. Nach dem Rücktritt kann Locher nicht gezwungen werden, sich der Untersuchung zu stellen. Auch eine Anzeige liegt nicht vor. Felix Reich

Kommentar

Das süsse, gefährliche Gift der Heimlichkeit

Geheimnisse sind süss und steigern den Genuss. Ihr Gift kann aber auch zersetzen und zerstören. Geheimnisse gab es in letzter Zeit viele in der Evangelisch-reformierten Kirche Schweiz (EKS). Von Grenzverletzungen, Machtmissbrauch und geheimen Affären des Ratspräsidenten Gottfried Locher war die Rede, von Befangenheit eines Ratsmitglieds. Offene und anonyme Sexismusvorwürfe und schwammig abgefasste Medienmitteilungen öffneten Tür und Tor für Spekulationen und Vorverurteilungen. Nun hat der Rat der EKS der Geheimniskrämerei ein Ende gesetzt. Erste Fakten liegen auf dem Tisch: Der Ratspräsident und seine Ratskollegin Sabine Brändlin pflegten über Jahre ein intimes Verhältnis, liessen sich aber trotzdem in das Gremium wiederwählen. Weiterhin unklar bleibt die Art von Grenzverletzungen, die Locher von einer ehemaligen Mitarbeiterin vorgeworfen werden.

Heilsame Enttäuschung

Klar aber ist: Der Start der EKS ist gründlich misslungen. Das Gift der Geheimnisse und der Lügen hat sich ausgebreitet, hat Misstrauen gesät, sowohl unter den Ratsmitgliedern als auch von den Mitgliedskirchen zum Exekutivgremium. Die Enttäuschung ist auf allen Seiten gross.

So schmerzhaft die Enttäuschung auch sein mag, für die Aufarbeitung ist sie nötig. Die unabhängige Untersuchung, welche die Synode beschlossen hat, muss nun alle Fakten zutage bringen. Nicht zuletzt auch jene zu den Vorwürfen, Gottfried Locher habe sein Amt missbraucht, um sich Frauen ungebührlich zu nähern.

Jetzt sind die Synodalen aus den Kantonalkirchen aufgefordert, genau hinzuschauen und sich nicht mehr täuschen zu lassen. Gefragt sind besonnene Menschen, die nicht den Kick der Heimlichkeit suchen, sondern offen reden und transparent handeln. Um diese Kirche voranzubringen, braucht es Aufrichtigkeit, Konfliktfähigkeit und eine Portion Demut.



Katharina Kilchenmann
«reformiert.»-Redaktorin
in Bern

Mit App für Konzerte im Herbst proben

Projektchor Der Aargauer Kantor und Dirigent Dieter Wagner plant einen neuen Projektchor: Unter dem Namen «CHORona» sollen im Oktober und November Konzerte in Gipf-Oberfrick und Aarau stattfinden, für die von den Teilnehmenden den Sommer über vorwiegend selbstständig zu Hause per Carus-App und im Internet per Zoom geprobt worden war. Die Idee entstand durch die Einschränkungen in der Corona-Krise, welche Dieter Wagner «als Chance nutzen» möchte. Erst Ende August und im Oktober sollen dann in Präsenzproben die Werke – Chormusik von Felix Mendelssohn Batholdy, Ludwig van Beethoven und Richard Wagner – bis zur Konzertreife geübt werden. Mitmachen kann, wer «Freude am Singen» hat. ti

Jubla kann jubeln: Mitgliederzahl steigt

Aufwärtstrend Rund 32 000 Mitglieder umfasste der zweitgrösste Schweizer Kinder- und Jugendverband Jungwacht Blauring (Jubla) bei der letzten Mitgliedererhebung. Das ist ein Plus von 2 Prozent oder rund 600 Personen gegenüber dem Vorjahr. Und dies in der herausfordernden Zeit der Corona-Krise, welche die Umsetzung der fünf Jubla-Grundsätze – zusammen sein, kreativ sein, Natur erleben, mitbestimmen, Glauben lernen – nicht eben einfacher macht. Die positive Entwicklung zeige, dass Angebote wie die des Jubla «nach wie vor der Lebenswelt heutiger Kinder entspricht», schreibt der Verband. ti

Wein trinken und für die Glückskette spenden

Marketing Der Untersiggenthaler Winzer Pirmin Umbricht hat Anfang Mai drei Weine seines Sortiments unter einem Label lanciert, das bewusst an das Corona-Virus angelehnt ist: «COWII-20». Wie die «Aargauer Zeitung» berichtete, soll mit der kreativen Krisenbewältigungsidee auch Gutes getan werden: Für jede verkaufte Flasche Wein sollen nämlich zwei Franken an die Glückskette gespendet werden. Nicht zuletzt aus diesem Grund habe die Aktion ausschliesslich positive Reaktionen ausgelöst, schreibt die Zeitung. ti

Martin Keller tritt nach 14 Amtsjahren zurück

Kirchenrat Martin Keller, Pfarrer in der Kirchgemeinde Buchs-Rohr, tritt per Ende 2020 aus Altersgründen aus dem Kirchenrat der Reformierten Landeskirche Aargau zurück. Bereits per November 2020 tritt er als Gemeindepfarrer seiner Kirchgemeinde in den Ruhestand, wie die Landeskirche in einer Mitteilung schreibt. Martin Keller wurde im Juni 2006 in die landeskirchliche Exekutive gewählt und trat sein Amt am 1. Januar 2007 an. Als Kirchenrat betreute er während seiner 14 Amtsjahre verschiedene Dossiers. Unter anderem vertrat Martin Keller den Kirchenrat in der Herausgeberkommission von «reformiert.» und präsidierte die Betriebskommission des Tagungshauses Rügeli. Die Ersatzwahl in den Kirchenrat wird am 18. November von der Synode vorgenommen. ti



Glanzvoller Neubeginn mit Pfarrerin Christine Bürk im Gotteshaus zu Kirchleerau.

Foto: Roger Wehrli

Leerber vertrauen ihrer neuen Pfarrerin

Pfarrwahl Ein Glanzresultat und lediglich vereinzelte Gegenstimmen: Nach fast zwei Jahren Kuratorium erobert Pfarrerin Christine Bürk in einer Urnenwahl die krisengeschüttelte Suhrentaler Kirchgemeinde im Sturm.

«Die Offenheit und Herzlichkeit, mit der ich aufgenommen wurde, hat mich sehr beeindruckt, und ich freue mich auf ein Mehr an Begegnungen, sei es im Pfarrhaus, in der Käsi, beim Velofahren oder bei einem Anlass in der Kirche.» So reagierte Christine Bürk am 14. Juni, kurz nachdem feststand, dass die Kirchgemeinde Leerau sie zur neuen Pfarrerin gewählt hatte – mit einem Glanzresultat von 208 Ja gegen nur 7 ablehnende Stimmen.

Hohe Stimmbeteiligung

Das ist ein Lichtblick für die Leerber, die im Herbst 2018 den konservativ geltenden Pfarrer David Mägli überraschend abgewählt und dadurch den Rücktritt der gesamten Kirchenpflege provoziert hatten. Freude herrscht denn auch bei Marcel Hauser, der die Gemeinde seither als Kurator geführt hatte:

«Mit dieser ausgezeichneten Wahl und der hohen Stimmbeteiligung von 32,6 Prozent ist ein gutes Fundament gelegt für einen Neuanfang in der Kirchgemeinde.»

«Es wird zwar noch eine Weile dauern, bis ich meine Koffer im Pfarrhaus auspacken werde», sagt Pfarrerin Bürk, «aber ich freue mich

sehr, dass ich ab November 2020 mit der Gemeinde zusammen leben und den Glauben teilen darf.»

Schon am 23. August soll an einer Kirchgemeindeversammlung auch eine neue, fünfköpfige Kirchenpflege gewählt werden, mit der Kirchleerauer Gemeinderätin Béatrice Meili als Präsidentin und Personal-



Foto: zvg

«Ich liebe meinen Beruf und vergleiche ihn mit einer Blumenwiese.»

Christine Bürk
Pfarrerin

chefin. Irene Aeschbach soll die Erwachsenenbildung übernehmen, Dr. Adrian Lüscher die Finanzen, Markus Schneider die Liegenschaften und Myrta Steiner-Lüscher das Aktuariat und das Pädagogische Handeln. Die meisten zukünftigen Behördenmitglieder waren bereits in der Pfarrwahlkommission, und in der Findungsgruppe Kirchenpflege aktiv und hatten zusammen mit Kurator Marcel Hauser das kirchliche Leben aufrechterhalten.

Kuratorium bald beendet

Klappt auch die Wahl der neuen Kirchenpflege, wird Marcel Hauser bereits am 26. August die Geschäfte dem Aargauer Kirchenrat übergeben und sein Mandat per Ende August abschliessen können.

«Christine Bürk ist kommunikativ und beziehungsorientiert», sagt der Kurator: «Sie ist gut angekommen, und sie möchte im Dorf zu Hause sein.» Eine Unbekannte ist die in Süddeutschland nahe der Schweizer Grenze aufgewachsene, aber seit 20 Jahren in der Schweiz lebende Theologin im Aargau nicht: Als Pfarrerin amtierte Christine Bürk bereits in Rapperswil, und derzeit belegt sie ein Teilzeitpensum als Seelsorgerin im Altersheim Senevita in Spreitenbach, nebst ihrer Haupttätigkeit als Seelsorgerin in Ägeri im Kanton Schwyz.

«Ich liebe meinen Beruf – gerne vergleiche ich ihn mit einer Blumenwiese», schrieb Christine Bürk vor der Wahl in der Leerber Gemeindebeilage. «Die Menschen, die mir begegnen, sind wie die verschiedensten Pflanzen und Blumen. Die einen brauchen viel Sonne, die anderen weniger. Bei einigen sieht man die Blütenpracht schon von weitem, bei den anderen muss man genau hinschauen. Aber alle sind ein Abbild der Liebe Gottes.»

Gräben zuschütten

Die entscheidende Frage wird sein, ob Pfarrerin und Kirchenpflege die tiefen Gräben in der Gemeinde werden zuschütten können. «Ich bin zuversichtlich», sagt Kurator Marcel Hauser: «Pfarrerin Bürk wurde von der Pfarrwahlkommission einstimmig vorgeschlagen. Das Echo auf ihre Pfringstpredigt war gut.» Sogar von Personen der ehemaligen Kerngemeinde seien positive Reaktionen gekommen. Diese Gruppe war nach der Abwahl David Mägglis den Zusammenkünften zur Planung eines Neustarts weitgehend ferngeblieben. Thomas Illi

Mit einem Kopfkino durch die Stadt Baden

Geschichte Pfarrerin Dietlind Mus entwickelte eine anregende Handy-Schnitzeljagd durch Baden. Die Pandemie hatte ihre Pläne beschleunigt.

Die Corona-Krise brachte nicht nur Unglück hervor, sondern auch üppige Kreativität. Ein besonderes Werk, das während des Lockdowns entstanden ist, schuf zum Beispiel die Ennetbadener Pfarrerin Dietlind Mus: eine Schatzsuche per Handy rund um die Geschichte der reformierten Kirche in Baden.

Hinter dem Namen «Ref-Chile-Trail» erwartet man vielleicht nicht prickelnde Action, doch es lohnt sich sehr, die App aufs Handy zu laden und sich rund zweieinhalb Stunden lang auf die Entstehungsgeschichte der Kirche einzulassen. Mit dem Scannen eines QR-Codes

beim Kirchgemeindehaus beginnt eine anregende Tour durch Baden entlang der Limmat, Kantonsschule, Schulhausplatz und Altstadt, auf der auch Ureingesessene Neues erfahren dürften.

Aus klein wurde gross

Anregend nicht nur, weil unterwegs ein lebhaftes Kopfkino läuft, sondern auch, weil man selbst kreativ werden muss: Fotos schießen, Fragen beantworten und Meinungen äussern. Der rote Faden der Schnitzeljagd sind die Wirren zwischen Katholiken und Reformierten in Baden zu Beginn des 18. Jahrhunderts.

Dieser wird stets wieder mit der Gegenwart verknüpft, wodurch sich der besondere Geschichtsunterricht so gar nicht nach verstaubtem Anodazumal anfühlt.

Dietlind Mus hatte die Idee einer digital geführten Schatzsuche rund um die Geschichte der reformierten Kirche schon seit Jahren. Sie erzählt: «Ein Kollege berichtete mir mal begeistert von einer solchen App über die Geschichte der Reformierten in Wien. Ich dachte damals, dass ich sowas auch machen werde.» Anfang Jahr habe sie geplant, im Ferienplausch 2021 mit Kindern Filmszenen über die spannenden Ereignisse rund um die Kirche in Baden zu drehen und diese später in der App einzubauen. Doch Corona beschleunigte ihre Pläne: «Das Familienlager über Auffahrt fiel aus, und ich überlegte mir, als Ersatzprogramm mal zuerst eine kleine Schatzsuche zu entwickeln.»

Klein blieb die Sache allerdings dann nicht. Während die Pfarrerin sich ins Programm «Actionbound»

für Multimedia-Games einarbeitete, entdeckte sie stets neue Funktionen und baute das Spiel immer mehr aus. «Die grösste Herausforderung war, eine lehrreiche Schnitzeljagd zu entwickeln, die Kinder und Erwachsene anspricht.»

Rede für den Frieden

Es ist ihr gelungen. Kleinere Spieler werden in der App durch eine Handpuppe abgeholt, die zwischendrin die Ereignisse erzählt, dies in einer Art, die auch Grosse zuhören lässt. Letztere werden sowieso auch gefordert, etwa wenn sie ein Plädoyer für den Frieden zwischen den sich bekriegenden Reformierten und Katholiken aufnehmen müssen.

Die Rückmeldungen jener, die den «Ref-Chile-Trail» gemacht haben, sind denn gemäss Mus sehr positiv. Das Angebot bleibt bestehen – ein schönes Sommerferienprogramm. Anouk Holthuizen

Weitere Infos zum Ref-Chile-Trail: www.ref-baden.ch

«Vielleicht war die Kirche allzu systemrelevant»

Pandemie Alt Bundesrat Moritz Leuenberger erlebte die Corona-Krise als Entertainer, der nicht auftreten durfte. Im Gespräch mit «reformiert.» sagt er, weshalb ihn die Krisenbewältigung in seiner politischen Karriere immer gereizt hat und dass er sich eine starke und keine devote Kirche wünscht.

Sind Sie froh, dass Sie die Corona-Pandemie nicht als Bundesrat, sondern als Gastgeber der Bernhard Matinee erlebt haben?

Moritz Leuenberger: Keineswegs. Als Bundesrat stellte ich mich grossen Aufgaben in der Regel lieber als kleinen. Und die Pandemie ist eine grosse Aufgabe für die Regierung.

Worin bestand für Sie der Reiz der grossen Aufgaben?

Sie sind es, die wirklich fordern. Repräsentation und Routinegeschäfte weniger. In diesen Rollen fühlte ich mich immer etwas fremd und habe mich auch über mich selbst lustig gemacht. In schwierigen Situationen geht man vollkommen in seiner Aufgabe auf. Und eigentlich suchte ich das Amt ja, um Verantwortung zu übernehmen.

Nun waren Sie ein Entertainer, der nicht auftreten durfte. Was kann Humor in so einer Krise leisten?

Humor verschafft eine Distanz und kann eine Situation entschärfen, zu Erleichterung und Gelassenheit beitragen. Allerdings verstehen nicht alle das Gleiche unter Humor. Für einige ist er einfach ein Auslöser zu Lachsalven. Für mich ist der schönste Humor der, welcher die Realität aus einer anderen Optik so zeigt, dass sie uns belustigt.

Ist Humor also ein Schutzschild?

Eher eine andere Sicht auf die Dinge. Zum Schutzschild kann eher die Ironie verkommen. Da schlüpft man in eine andere Rolle, schützt sich damit, man habe es gar nicht so gemeint. Das kann lustig sein, wenn es alle verstehen, doch oft ist das nicht der Fall. In einer Krise ist die Ironie keine Hilfe. In unserem Elternhaus ist die Ironie gepflegt worden.

«Die Krise ist eine Zeit der Entscheidungen. Ob sie richtig oder falsch waren, zeigt sich erst später.»

den. Ich habe sie derart geschärft, bis viele Mühe hatten, mich noch zu verstehen. Ich machte schlechte Erfahrungen mit ihr.

Gab es im Notstand einen Moment, der Ihnen besonders naheging?

Freunde oder Bekannte habe ich nicht verloren, das ging vielen so, und deshalb konzentrierten wir uns hierzulande auf die abstrakten Zahlen der Kranken oder Toten, auf grafische Darstellungen der Welle. Persönlich betroffen fühlten wir uns dagegen von den Einschränkungen, auch ich: Als über 65-Jähriger ohne medizinische Begründung in eine Risikogruppe kategorisiert zu



Mit der Ironie machte er schlechte Erfahrungen: Alt Bundesrat Moritz Leuenberger in Zürich.

Foto: Désirée Good

werden, das hat mich schon irritiert. Bei dieser Zuteilung wurde ein rein ökonomisches Kriterium, das Pensionsalter, angewendet.

Nach dem Motto: Wer nicht arbeitet, soll zu Hause bleiben?

Ja. Das ist diskriminierend und hätte mich wohl auch aufgeregt, wenn ich erst 60 gewesen wäre.

Viel ist nun die Rede von den Lehren der Krise. Ist die Krise eigentlich eine gute Lehrerin?

Erhebt man die Krise zur Lehrerin, erhält sie eine moralische Berechtigung. Das finde ich fragwürdig. Das knüpft eigentlich an die Vorstellung, sie sei eine Strafe Gottes. Diese Deutung stört mich. Die Krise ist eine Zeit der Entscheidungen. Ob die Entscheide richtig oder falsch waren, zeigt sich erst später.

Im Lockdown wurden demokratische Prinzipien ausgehebelt, der

Bundesrat hat durchregiert. Taugt die Demokratie nicht für Krisen?

Nichts wurde ausgehebelt. Die Verfassung und das Epidemiengesetz sehen vor, dass in Notsituationen Kompetenzen anders verteilt werden. Ob in der Krise demokratische Institutionen versagt haben, ist allerdings eine berechtigte Frage. Ich würde meinen, da sind viele Fehler geschehen, insbesondere beim Parlament. Es hat zunächst die Session unterbrochen, dann darüber diskutiert, ob per Video überhaupt Beschlüsse gefasst werden können. Aber Fehler geschehen. Wichtig ist nur, daraus zu lernen.

Also doch Lehren aus der Krise?

Natürlich, erst so ist Fortschritt möglich. Nur durch das Lernen entwickelt sich die Menschheit weiter.

Sehen Sie Anzeichen, dass wir nach der Krise nicht in die alte Normalität zurückfallen?

Viele Menschen hegen Hoffnungen auf ein Umdenken, sei es bei der Mobilität zugunsten der Nachhaltigkeit, sei es auf eine solidarischere Gesellschaft. In der Krise wurden viele Menschen vom Bund unterstützt. Aber schon geistert das Wort «Seuchensozialismus» herum. Und es werden Sparprogramme gefordert. Die Erfahrung zeigt, dass diese meistens zulasten der Ärmsten erfolgen. Bei den Sozialwerken, der Entwicklungshilfe, im Asylwesen, der Kultur. Wollen wir Nachhaltigkeit und Solidarität, müssen wir jetzt dranbleiben, demokratisch am Umdenken arbeiten. Wir dürfen nicht auf den lieben Gott hoffen, wir müssen Veränderungen in die eigenen Hände nehmen.

Welche Bereiche waren für Sie in dieser Krise systemrelevant?

Ich hoffe, dieser inflationär verwendete Begriff wird zum Unwort des Jahres gewählt.

Warum?

Es stammt aus Zeiten der Bankenkrise und sieht eine Gesellschaft nur gerade als ökonomisches Räderwerk. Diese ist aber mehr als ein Geben und Nehmen. Empathie, Liebe, andere Dinge, die wir dem Menschen und seiner Seele zuschreiben, sind zentral. Das Wort impliziert auch, dass es Menschen und Institutionen gibt, die es gar nicht braucht, weil sie für das System nicht nötig sind. Aber wir brauchen auch Aussenseiter. Die Kunst zum Beispiel. Sie schaut mit anderen Augen auf die Welt.

Ihre Bedeutung erschöpft sich nicht in ihrem Nutzen?

Ganz genau. Die Bedeutung in Geld messen zu wollen, ist eine Manie. Freiwilligenarbeit erschöpft sich

«Nicht alles, was in Bern verordnet wurde, entspricht der Würde des Menschen.»

nicht in den Milliarden Franken, die der Staat damit spart. Als Umweltminister war mir eine Studie bekannt, die den Wert einer Blaumeise errechnete: 26 Franken und 35 Rappen – weil sie noch soundsoviele Mücken frisst. Daneben gibt aber auch die Schönheit der Natur, das Leben der Tiere und andere nicht ökonomische Werte.

Um ihre öffentlich-rechtliche Stellung zu rechtfertigen, muss die Landeskirche aber ihre Leistungen für die Gesellschaft beziffern.

War sie in der Krise systemrelevant? Vielleicht war die Kirche allzu systemrelevant. Nicht alles, was in Bern verordnet wurde, entspricht der Würde des Menschen. Die Abschottung der alten Menschen in Altersheimen oder die starken Einschränkungen bei Beerdigungen waren schlimm. Da hätte die Kirche vielleicht lauter das Wort gegen den behördlichen Bannstrahl erheben dürfen. Ich bin auch Mitglied und wünsche mir eine starke und keine devote Kirche.

Ihre Matinee beenden Sie jeweils, indem Sie einen zum Gespräch passenden Bibelvers abändern. Welche Stelle aus dem Bernhard-Evangelium geben Sie uns auf den Weg?

Die Zitate sind immer echt. Dieses hier aus «Die politisch korrekte Bibel» ist es auch: «Selig aber sind die, die dies gelesen haben bis zum Schluss, denn eine freudig lesende Person hat Gött*in lieb.»

Interview: Cornelia Krause, Felix Reich

Moritz Leuenberger, 73

Von 1995 bis 2010 war Moritz Leuenberger Mitglied des Bundesrates. Er wuchs als Sohn des Theologieprofessors Robert Leuenberger in Biel und Basel auf und studierte in Zürich Rechtswissenschaften. 1979 bis 1995 politisierte er im Nationalrat, 1991 bis 1995 war er zudem Regierungsrat des Kantons Zürich. Seit 2015 moderiert Leuenberger die Matinee im Zürcher Bernhard-Theater.

«Erst einmal nach vorne schauen und weitermachen»

Seelsorge Wie geht es den Menschen im Aargau an der Schwelle zwischen Corona-Lockdown und langsam wiederkehrender Normalität wirklich? Sind sie ängstlicher und einsamer oder hoffnungsvoll? Wir haben bei Pfarrpersonen und Mitarbeitenden aus der Seelsorge nachgefragt.

«Kürzlich habe ich eine Frau bei uns im Dorfladen getroffen, die seit Beginn der Kontaktbeschränkungen erst zum zweiten Mal draussen war», erzählt Pfarrer Thorsten Bunz aus Bözberg. «Es gibt Menschen, die sich in den vergangenen Monaten wie Gefangene gefühlt haben», fährt er fort. Der Pfarrer weiss, wovon er spricht. Denn er ist auch Seelsorger in den Bezirksgefängnissen Baden und Zofingen.

Völlig frei hat sich seit dem Einsetzen der Kontaktbeschränkungen wohl kaum jemand gefühlt. Aber wie geht es den Menschen im Aargau damit wirklich? Wir haben nachgefragt: beim Gefängnispfarrer, bei einer Seelsorgerin im Pflegezentrum, einer Spitalseelsorgerin, einer Gastroseelsorgerin und bei einer Dorfpfarrerin.

Eine Oase der Sicherheit

Thorsten Bunz hat in den vergangenen Wochen zwar Parallelen festgestellt zwischen Inhaftierten und Personen ausserhalb der Gefängnismauern. Aber Pauschalisieren will er auf keinen Fall: «Die Menschen empfinden immer alles unterschiedlich», sagt er. Drinnen wie draussen habe es genau wie vor der Corona-Zeit Personen gegeben, die ängstlich waren, und solche, die sich nicht entmutigen liessen.

Ruth Elliker ist Seelsorgerin im Regionalen Pflegezentrum Baden. Seit Mitte März durften die Senioren, die dort leben, wochenlang keinen Besuch empfangen. Die Seelsorgerin aber durfte zu jeder Zeit kommen. Ängste vor dem Virus habe sie kaum wahrgenommen. «Die Bewohner wissen, dass sie in einer Oase der bestmöglichen Sicherheit sind», sagt sie. Hat das Besuchsverbot zu mehr Einsamkeit geführt? Ruth Elliker verneint. «Unsere Gesellschaft wurde ein wenig durchgeschüttelt. Da jeder Einzelne davon berührt ist, reden wir nun schnell



Corona-Stimmungsbild im Aargau: Sorgen und Einsamkeit, aber auch Momente lichtvoller Zuversicht.

Foto: flickr/zhref

ler über das, was uns zutiefst bewegt. Mitarbeitende und Bewohner sind trotz der Abstandsregeln etwas näher zusammengerückt.»

Auch im Kantonsspital Aarau wurde Mitte März ein Besuchsverbot erlassen. Doch die reformierte Spitalseelsorgerin Franziska Schär durfte immer persönlich mit den Menschen sprechen. Die Ängste und Sorgen seien dieselben gewesen wie

vor der Corona-Zeit: die Angst ums Kind, die Furcht vor Schmerzen oder die Sorge, beispielsweise die Krebserkrankung nicht zu überleben. Bei vielen habe sich die Einsamkeit dazugesellt, weil sie keinen Besuch empfangen durften. Corona, so hat es Franziska Schär erlebt, war für viele nicht das vorherrschende Thema, aber es sei immer mitgeschwungen. Kranke sorgten

sich, sich im Spital zusätzlich mit dem Virus zu infizieren. Und das Pflegepersonal wollte das Virus auf keinen Fall unbemerkt nach Hause tragen. «Es waren mehr Ängste als sonst zu spüren», sagt Franziska Schär über ihre Gespräche mit Patienten und Mitarbeitenden in den vergangenen Wochen.

Nicht nur für Senioren und Kranke hat sich das Leben deutlich ver-

ändert. Corinne Dobler aus Bremgarten ist Gastroseelsorgerin. Die Gastronomie wurde von den Corona-Massnahmen besonders hart getroffen, Restaurants und Cafés mussten über Wochen geschlossen bleiben. Corinne Dobler hat regelmässige Kontakte zu ein paar Dutzend Wirten im gesamten Kanton. Manche seien geradezu depressiv geworden. Andere hätten die freie Zeit genossen. Aber durchweg gebe es unter ihnen Existenzängste: «Die meisten, die ich kenne, gehen jedoch pragmatisch damit um. Sie wollen erst einmal nach vorne schauen und weitermachen.»

Alle reagieren verschieden

Pfarrerin Birgit Wintzer aus Tegerfelden hat während der Kontaktbeschränkungen so viel telefoniert wie schon lange nicht mehr. Sie hat mit jungen Müttern gesprochen, mit Senioren, mit Alleinstehenden

«Viele Menschen sind lange Zeit sehr geduldig und zufrieden durch diese Krise gegangen.»

Birgit Wintzer
Pfarrerin in Tegerfelden

und Paaren. Die Gemeindepfarrerin betreut sozusagen einen Querschnitt der Aargauer Gesellschaft. Sie hat beobachtet, wie individuell jeder Mensch die Krise erlebt: «Viele sind lange Zeit sehr geduldig und zufrieden durch diese Krise gegangen. Zum Teil wirkte die Zeit aber auch wie ein Brennglas. Wer vorher schon unter dem Verlust des Partners oder der Partnerin gelitten hat, der spürte die Lücke nun noch stärker. Wer vorher schon einsam war, erlebte die Einsamkeit jetzt noch stärker.»

Corona, so scheint es, wirkt wie ein Stimmungsverstärker. Einige schaffen es mit ihrem gesunden psychischen Gleichgewicht symptomlos durch die Krise, andere erleiden seelische Verletzungen, die nur langsam heilen. Eva Mell

Das offene Ohr der Dargebotenen Hand

Gesellschaft Covid-19 griff nicht nur den Körper, sondern auch die Psyche an. Zahlreiche Betroffene suchten Trost und Ermunterung am Telefon.

Krisen verunsichern, ängstigen, rütteln am vertrauten Lebensgefüge. Während der Corona-Krise wurde dies besonders deutlich: Die Pandemie betraf die ganze Bevölkerung. Entsprechend gefragt war das Angebot der Organisation «Die Dargebotene Hand». In zwölf über die Schweiz verteilten Regionalstellen sind rund 670 geschulte Freiwillige tätig. Sie haben ein offenes Ohr für alle, die aufgrund unterschiedlichster Sorgen, Ängste und Nöte die Nummer 143 wählen.

Am 16. März rief der Bundesrat den Notstand aus und schränkte mit einer Reihe von Massnahmen das soziale, kulturelle und wirtschaftliche Leben in der Schweiz massiv

ein. Parallel dazu nahmen bei Tel 143 die Kontaktaufnahmen zu. Hier verzeichnete man im März knapp 17 000 Gespräche mit Menschen, die über ihre Nöte und Einsamkeit sprechen wollten. Dies entspricht einer Zunahme von 7,5 Prozent gegenüber März 2019. Im April war der Bedarf ähnlich hoch.

Die Kapazität vergrössert

Um der erhöhten Nachfrage gerecht zu werden, stockte die Dargebotene Hand letzten März die Zahl der Schichten um 14 Prozent auf. Möglich wurde dies dank finanzieller Unterstützung des Bundesamts für Gesundheit und der Stiftung für Gesundheitsförderung Schweiz. Auf

die Einsatzbereitschaft der Freiwilligen konnte die Organisation ebenfalls zählen: «Viele von ihnen, auch Ehemalige, haben sich bereit erklärt, mehr Einsätze zu leisten; nötigenfalls hätten wir unsere Kapazität sogar um 24 Prozent erhöhen können», berichtet Sabine Basler, Geschäftsführerin des Verbands Die Dargebotene Hand. Dies unter anderem, weil zahlreiche Freiwillige während des Lockdowns auf das Hüten ihrer Enkelkinder und andere Betätigungen verzichten mussten und daher für zusätzliche Schichten zur Verfügung standen.

Welches waren die Themen, welche die Kontaktsuchenden in den Krisenmonaten besonders beschäftigten? Natürlich Corona – aber nicht nur aus medizinischer Sicht. Die Dargebotene Hand hält fest, dass das Virus «auch für die psychische Gesundheit eine grosse Gefahr» dargestellt habe. In einer Mitteilung vom 20. März, also kurz nach Ausbruch der Krise, skizzierte die Organisation drei Beispiele: «Ein Kellner ist völlig verzweifelt, weil ihm durch die Schliessung des Restau-



Foto: Keystone

«Viele unserer Freiwilligen, auch ehemalige, haben sich bereit erklärt, mehr Einsätze zu leisten.»

Sabine Basler
Die Dargebotene Hand

rants von heute auf morgen nicht nur das Einkommen, sondern auch die Tagesstruktur weggebrochen ist. Eine Krankenschwester ist ausser sich, weil sich die Bevölkerung nicht an die verordneten Massnahmen hält und die Überlastung des Gesundheitssystems hautnah mitbekommt. Da ist aber auch der Hochbetagte, dessen täglicher Besuch einer 83-Jährigen im Altersheim nun nicht mehr möglich ist – sein regelmässiger Sozialkontakt ist damit verloren gegangen.»

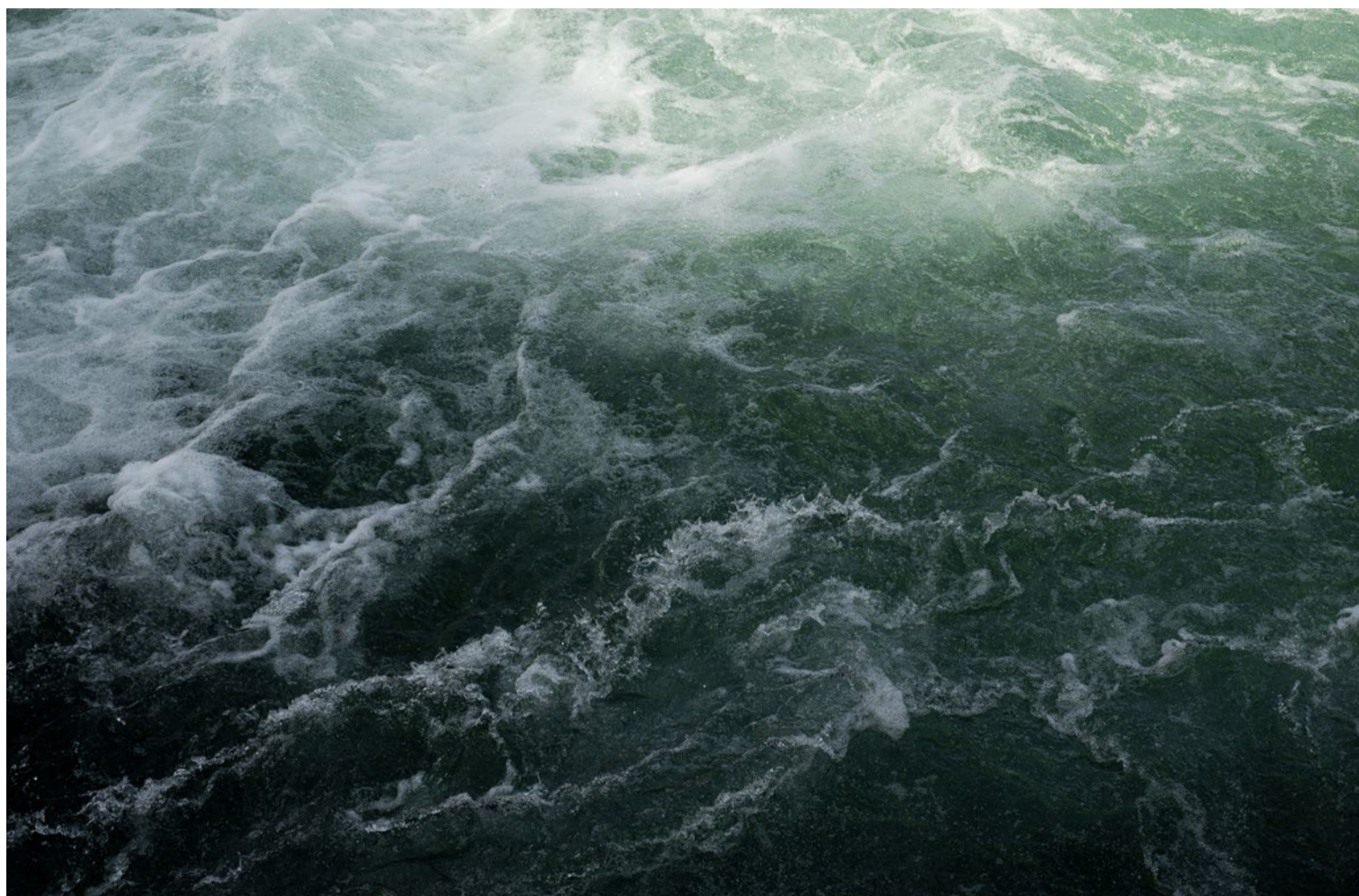
Neue Kraft, neue Hoffnung

All diesen Menschen standen und stehen die Freiwilligen von Tel. 143 als Gesprächspartner zur Verfügung. Natürlich bleiben viele Sorgen auch nach einem Gespräch bestehen und müssen konkret gelöst werden. Aber reden mit einer geschulten Person hilft in sehr vielen Fällen, der akuten Krise die Spitze zu brechen. So können betroffene Menschen neue Kraft und Hoffnung schöpfen. Hans Herrmann

www.143.ch

DOSSIER: Zuhören

Dieser Fotoessay übersetzt Geräusche und Klänge in die Sprache des Bildes. Beim Betrachten öffnet sich das innere Ohr, die Welt beginnt zu rauschen, knistern und wispern. Fotoessay: Marco Frauchiger



Von der Wohltat, eine ZuhörerIn zu haben

Manchmal fühle ich mich in Gesprächen als Stichwortlieferantin. Kaum sage ich etwas, driftet das Gegenüber schon in seinen eigenen Film ab. Auf eine gute ZuhörerIn zu treffen, ist hingegen eine Glückserfahrung.

Plötzlich bemerkte ich die Stille. Die Geräusche im Restaurant waren in den Hintergrund getreten. Während eines langen Gesprächs waren mein Gegenüber und ich eingehüllt in einen Kokon aus Ruhe. Es gab nur uns, keinen Lärm und kein Zeitgefühl. Verblüfft nahm ich wahr: Ich kann in mich selbst hineinschauen wie in klares Wasser.

Ein offenes Ohr

Dieses Erlebnis ist lange her. Ich war damals Studentin und mein Gesprächspartner ein gleichaltriger Musiker, der unseren Chor bei einem Konzert begleitet hatte. Wir führten nur dieses eine Gespräch, aber ich habe es nie vergessen. Nicht weil mein Gesprächspartner mich so gut verstanden hätte. Sondern

weil er so gut zuhören konnte. Wir sprachen über unsere Studienwahl. Er hörte zu, bis ich endlich richtig erklären konnte, warum mich ausgerechnet die brotlose Germanistik begeisterte. Er schuf einen Raum, in dem ich mich besser kennenlernte. Es war auch spannend, ihm zuzuhören, aber am stärksten in Erinnerung blieb mir sein offenes Ohr.

Einen guten Zuhörer oder eine gute ZuhörerIn zu haben, ist etwas Wunderschönes und eine Wohltat. Leider kommt es nicht allzu oft vor. Häufig verlaufen Gespräche anders. Person A sagt zu Person B: «Heute Morgen ist die Sonnenblume auf meinem Balkon aufgeblüht. Das war ein schöner Tagesbeginn.» Darauf Person B: «Ja, die Begonien in meinem Garten haben dieses Jahr Läu-

se. Leider wirken diese Bio-Mittel nicht richtig dagegen.» Person B pickt etwas aus dem Satz von Person A heraus und nimmt es zum Anlass, um etwas von sich zu erzählen. Mit dem, was Person A sagen wollte, hat es aber nichts zu tun.

Ein belegtes Herz

Dieses Muster kann man überall studieren – bei Mitfahrern im ÖV, im Migros-Restaurant und natürlich auch in eigenen Gesprächen. Beim einmaligen Smalltalk mit einem Fremden mag es nicht so ins Gewicht fallen. Unangenehm wird es beim Austauschen unter Freundinnen und in der Partnerschaft, eben in Beziehungen, wo man besonders gerne gehört werden möchte. Ich mag es jedenfalls nicht, wenn

ich etwas Persönliches erzähle, worauf meine GesprächspartnerIn so gleich in ihren eigenen Film abdriftet, anstatt auch nur eine einzige Nachfrage zu stellen. In solchen Fällen fühle ich mich wie eine Stichwortlieferantin.

Aber auch ich bin manchmal eine schlechte ZuhörerIn – leider. Fragt mein Mann genervt «Wie oft willst du das noch fragen?» oder sagt mein Sohn gereizt «Du machst ein Durcheinander in meinem Kopf!», weiss ich: Ich habe mal wieder nicht zugehört, weil ich nicht bei der Sache war. Mein Herz und mein Kopf waren mit Gedanken an die Arbeit oder sonstwas belegt.

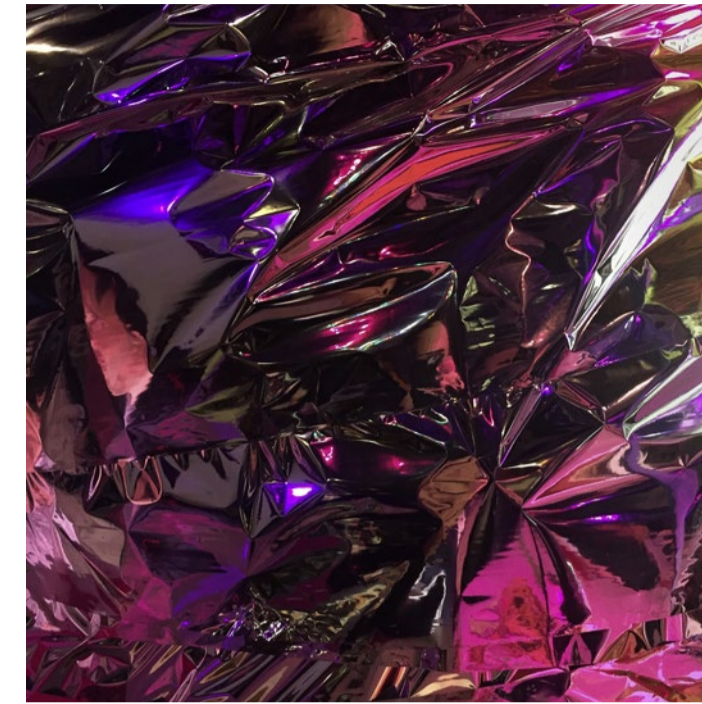
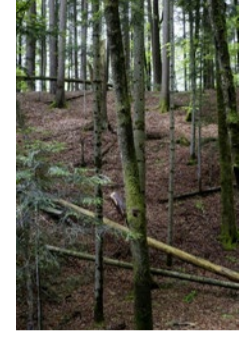
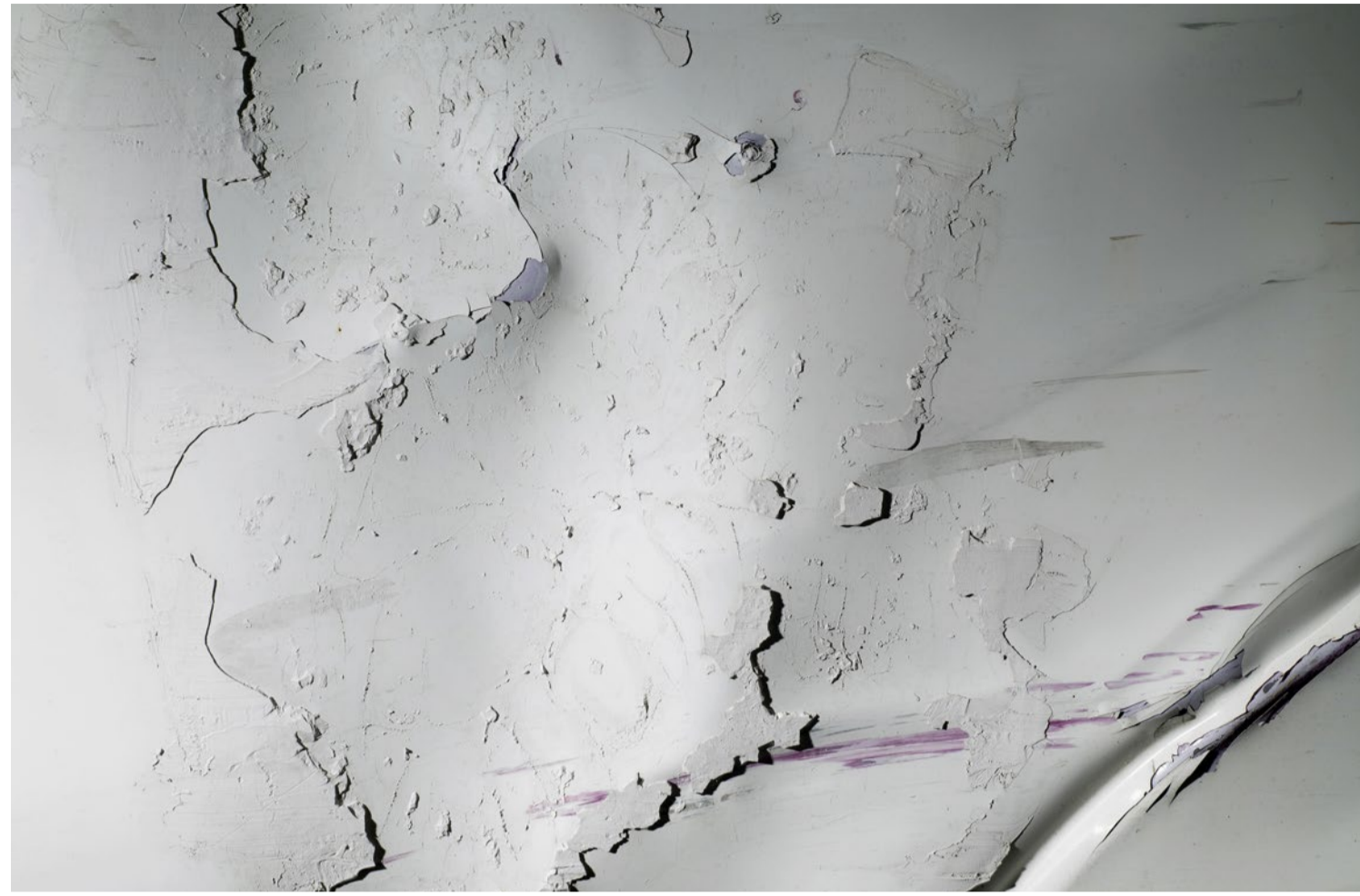
Denn das macht die aufmerksame ZuhörerIn aus: dass sie die eigenen Gedanken, Gefühle, Pläne, Freuden und Sorgen für einen Moment zurückstellen kann. Sie trägt in sich eine Stille. Nebst dem Gespräch in der Studentenkneipe bin ich vielen anderen wunderbaren ZuhörerInnen und Zuhörern begegnet. Ein solches Gespräch fühlt sich an, als würde ich in einen grossen hellen Raum mit offenen Fenstern eintreten, in dem mich jemand will-

kommen heisst. Ich kann darin nicht nur sprechen, sondern in mich eintauchen und dabei sogar Neues entdecken, neue Gedanken formulieren. Ich finde passende Worte. Auf diese Weise sorgt ein guter Zuhörer für eine Atmosphäre, die mich für eine Weile beherbergt.

Gute Zuhörer, glaube ich, beherrschen eine wichtige Kunst. Das Zuhören löst so manches aus: Widerspruch etwa oder Einverständnis, eigene Erinnerungen, Assoziationen, Freude, Ärger und Fragen. Kann der Zuhörer diese Dinge für sich zwar wahrnehmen, aber vorerst für sich behalten, anstatt sofort damit herauszuplatzen, gibt er einem anderen Menschen Raum.

Eine tiefe Erfahrung

Eine aufmerksame ZuhörerIn, ein aufmerksamer Zuhörer schenkt dem Gegenüber Zeit und Interesse. Der Erzählende fühlt sich nicht nur gehört, sondern auch gesehen. Dies zu erfahren, geht tiefer als manches Geschnatter. Sodass man sich auch noch Jahre später daran erinnert, wie still es plötzlich im Kokon aus Ruhe wurde. Sabine Schübach



Der Wind, der Wind, das himmlische Kind, heisst es im Märchen. Der Wind ist ein begnadeter Sinfoniker und spielt seine Partituren gleich selbst – auf Instrumenten, die sein Atem erst dazu macht.



Eine Klanginstallation von Vera Kluser zu Marco Frauchigers Fotoessay hören Sie unter:

reformiert.info/zuhoeren



Wer verstehen will, muss zuhören können

In einer Welt der Effizienz und Selbstinszenierung wirkt Zuhören wie ein Talent aus der Mottenkiste. Doch wir täten gut daran, es zu pflegen. Expertinnen erklären, warum es so wichtig ist und wie es gelingen kann.

Plötzlich hörte man sie, die Amseln, Buchfinken und Hausrotschwänze. Der Lockdown brachte den Verkehr zum Verstummen und die Vögel zum Zwitschern. Viele Menschen nahmen es wahr und erfreuten sich daran. Überhaupt erlebte so mancher, der nicht um seine Gesundheit oder Existenz bangen musste, etwas, nach dem er sich im Alltag vergeblich gesehnt hatte: innere Ruhe. Viele Leute berichteten, sie hätten dank dieser Musse endlich wieder

mal ausgedehnte Gespräche per Telefon oder Computer mit Verwandten und Freunden geführt. Damit scheint das Coronavirus eine Fähigkeit entstaubt zu haben, von der oft behauptet wird, sie sei in unserer durchgetakteten, vom Handy abgelenkten Gesellschaft abhanden gekommen: Zuhören.

Nicht weniger, nur anders

Tatsächlich ist es schwierig, sich einer Person zuzuwenden, wenn man

selbst, habe sich seine Aufmerksamkeitsspanne verkürzt. «Der Mensch braucht Zeit, um eine Information zu verarbeiten. Er muss sich zurücklehnen können. Doch das jetzige Tempo verursacht Unruhe. Man hört nur noch in Schnipseln zu.»

Wie gut jemand zuhört, hängt jedoch nicht nur von den äusseren Einflüssen ab, bestimmend ist auch die Lebensphase. Für ein Baby ist Zuhören zunächst die einzige Möglichkeit, mit seiner Umwelt in Kontakt zu treten. Imhof weiss: «Ein Baby kann schon mit vier Wochen unterscheiden, ob jemand in seiner Muttersprache spricht.»

Auch Kinder sind in der Regel aufmerksame Zuhörer, sie lieben es, Geschichten zu hören. Etwas abwärts geht es dann im Teenageralter: Jugendliche stellen die Ohren oft auf Durchzug, als Teil ihres Ab-

nabelungsprozesses. Und im Alter wird das Zuhören definitiv schwieriger: Das Hörvermögen nimmt ab und auch die Fähigkeit, sich in andere hineinzuversetzen.

Die Haltung macht's aus

So oder so ist nicht jeder Mensch von Natur aus ein guter Zuhörer. Die eigenen Bedürfnisse, Gedanken und Botschaften stehen vorerst, weshalb ein Gespräch oft so verläuft, dass der eine redet und der andere auf den Moment wartet, die Kamera auf sich zu schwenken.

Ob man sich selbst zurückstellen kann, hängt gemäss Imhof von vielen Faktoren ab. Unter anderem von der Haltung. «Wer das Gefühl hat, sowieso schon alles zu wissen und nichts Neues lernen zu können, hört nicht genau hin.» Eine Rolle spielen auch der Charakter: «Man-

che stellen sich gern selbst dar und treten ungern aus dem Scheinwerferlicht.» Bestimmend sei ebenso die Situation: Manchmal könne man schlicht deshalb nicht zuhören, weil das Gehirn im Augenblick gerade ausgelastet sei.

Für die Professorin ist aufmerksames Zuhören eine grundlegende Bedingung für die menschliche Interaktion sowie Kommunikation. «Zuhören wird in allen Bereichen des professionellen, kulturellen und privaten Umfelds verlangt. Wer verstehen will, wofür es geht, muss gut zuhören können.» Imhof plädiert deshalb dafür, dass Zuhören in der Schule stärker gefördert wird. «Kinder lernen lesen, schreiben und sprechen, leider aber wird ihre Hörkompetenz nicht gestärkt.» Wer hinzuhören und sich auf den Standpunkt des anderen einlassen könne, vermöge kritischer und eigenständiger zu denken.

Das Ohr der Verliebten

Wie man besser zuhören kann, versucht Birgit Kollmeyer tagtäglich zu vermitteln. In ihrer Praxis in Bern berät die Paartherapeutin und langjährige Leiterin des universitären Programms «Paarlife» Frauen und Männer, die in einer Beziehungskrise stecken. Viele dieser Paare haben sich den Satz «Du hörst mir gar nicht zu!» jahrelang um die Ohren geschlagen – ein Satz, den sie zu Beginn der Beziehung garantiert nie fallen liessen. «Wenn wir verliebt sind, hören wir intensiv dem anderen zu», sagt Birgit Kollmeyer. «Man möchte vom anderen nichts verpassen und am liebsten mit ihm verschmelzen.»

Das anfänglich hohe Interesse sei jedoch nicht der Normal-, sondern ein Ausnahmezustand. «Nach einigen Monaten findet wieder die Dif-

ferenzierung statt, und die Partner bringen vermehrt ihre eigene Perspektive ein.» Das empfinden viele als Ernüchterung, und so mancher bekomme den Eindruck, der Partner würde schlechter zuhören.

Zerstreut und flapsig

Schafft es ein Paar nicht, die aufmerksame Zuwendung zu pflegen, gerät es häufig in eine kommunikative Abwärtsspirale. Reagiert der Partner auf eine Erzählung mit einem zerstreuten «Hmmm?» oder einer flapsigen Bemerkung, kann das ziemlich weh tun. «Denn wer nicht mehr hinzuhört, sendet das Signal aus, dass der andere nicht wichtig ist», führt Kollmeyer aus. «Wir Menschen sind jedoch soziale Wesen und brauchen Wertschätzung. Aus diesem Grund ist gutes Zuhören eine wichtige Kompetenz für eine gelingende Partnerschaft.»

In den Sitzungen trainiert Kollmeyer mit den Klienten, was sie selbst als Therapeutin anwendet: aktives Zuhören. Der Zuhörende soll versuchen, sich aufmerksam und mit einer offenen Haltung zuzuwenden, sich in das Gegenüber hineinzuversetzen und einzufühlen. Dann meldet er zurück, was er von den Gefühlen verstanden hat. «Ideal wäre, wenn wir das in der Familie lernen würden», sagt Kollmeyer. Denn gutes Zuhören brauche Übung. Und noch etwas: die Ehrlichkeit, dem Partner zu sagen, wenn der Moment für ein Gespräch gerade ungünstig ist. «Das ist viel respektvoller als so zu tun, als ob man zuhöre.»

Hörend die Welt erkunden

Gutes Hinhören versucht auch Franziska Breuning Menschen schmackhaft zu machen. Sie ist Kulturwissenschaftlerin und Mitbegründerin



Ein Audioformat erobert die Jugend

Seit der Einführung des ersten Smartphones im Jahr 2006 erfreut sich ein Format zunehmender Beliebtheit: der sogenannte Podcast. Das ist eine Serie von Audioinhalten zu x-beliebigen Themen, die auf Abruf gehört werden kann. Gemäss einer Umfrage von SRF im Jahr 2019 hören rund 12,5 Prozent mindestens ein Mal in der Woche Podcasts, am häufigsten die Gruppe der 15- bis 29-Jährigen. «Jüngere Menschen holen sich Informationen viel mehr im Netz als ältere», weiss Thomas Friemel, Medienforscher an der Universität Zürich. Der Podcast habe sich mit der Digitalisierung und zunehmenden Mobilität der Gesellschaft entwickelt. «Viele hören sie in einem bestimmten Zeit-slot, etwa im Zug oder beim Sport.» Man könne seine Themen flexibel wählen, zeitlich und inhaltlich passend.

des Vereins «Zuhören Schweiz», dessen Projekte die Freude am Zuhören bei Kindern, Jugendlichen und vermehrt auch Erwachsenen wecken sollen. Auf sogenannten «Hörspaziergängen» erfahren die Teilnehmenden eine Umgebung anhand ihrer Geräusche. In «ears at work» sammeln Jugendliche Töne aus Arbeitskontexten und produzieren mit Musikern Songs oder Toncollagen, mit denen sie Berufe porträtieren.

Der Verein entstand durch die jahrelange Zusammenarbeit Breunings mit der Musikerin Sylwia Zytynska bei der Basler Kinderkonzertbühne «gare des enfants». Nebst

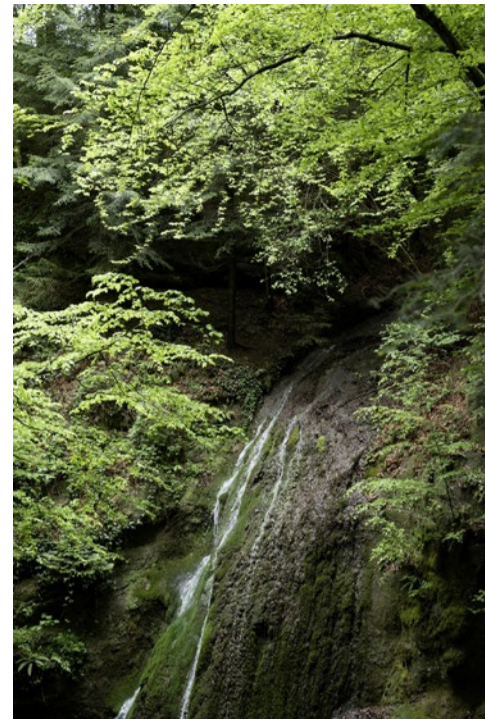
dem Musikmachen wurde dort das Zuhören immer mehr zum Thema. «Kinder hören gerne zu. In der Schule steht aber oft die Erwartung an aufmerksamem Zuhören im Vordergrund, weniger an lustvollem Hören. Mit Projekten wie «HörSpielZeit» möchten wir spielerische Zugänge für die Förderung des Zuhörens im Unterricht anbieten.»

Ihr erstes Projekt «So tönt unsere Welt» dauert noch immer an. Darin erarbeiten Kinder zusammen mit Musikern und Audiogestaltern Hörstücke über ihre Umgebung. «Menschen sind sehr visuell unterwegs», so Breuning. «Wenn wir die Kinder

fragen, was sie auf dem Schulweg gehört haben, erinnern sie sich an kaum etwas.» Nach den Wahrnehmungsübungen würden sie beim nächsten Mal viele Geräusche auflisten: das Rauschen des Bachs, Absatzzackeln, Hundegebell.

Dieselbe Erfahrung mache auch die Generation, die am liebsten mit Kopfhörern unterwegs ist. «Auf dem letzten Hörspaziergang konnte sich eine Jugendliche nicht vorstellen, auch nur eine Stunde ohne Airpods draussen zu sein», erzählt Breuning. «Doch dann nahm sie entzückt Alltagsgeräusche des Quartiers und Vogelstimmen auf.» Die Welt sei um einiges reicher, wenn man genau hinzuhöre. Anouk Holzhuizen

Was rauscht so schön und inspirierend? Vielleicht lässt sich das mit geschlossenen Augen nicht eindeutig sagen. Vielleicht müssen wir in manchen Fällen zuerst sehen, um richtig zu hören.



«Gott mit dem Ohr des Herzens hören»

Lars Syring praktiziert seit 20 Jahren das Herzensgebet. Für den Pfarrer ist das eine Möglichkeit, Gott zuzuhören. Er erzählt, worauf er dabei achtet, was er beim Beten vernimmt und warum das Herz in der Bibel Ohren hat.

Menschen zuzuhören, ist eine Kunst. Kann man auch Gott zuhören?

Lars Syring: Ja, wenn ich das übe. Diese Frage stellt sich erst, wenn wir länger regelmässig beten. Am Anfang lernen wir, dass Beten bedeutet, mit Gott zu reden. So habe ich das auch meinen Kindern vermittelt, als sie klein waren. Irgendwann klagten sie: «Ich rede mit Gott, aber er antwortet mir nicht.»

Was haben Sie ihnen gesagt?

Dass wir Gott nur selten mit den Ohren hören. Aber dass wir lernen können, es mit dem Herzen zu tun. Für Kinder in der magischen Phase zwischen dem dritten und dem fünften Lebensjahr ist das Gebet wie ein Wunscherfüllungsautomat. Merken sie dann, dass Gott ihre Wünsche nicht oder nicht immer erfüllt, kommen Zweifel auf. Früher oder später durchläuft jeder Mensch, der sich auf Gott einlässt, diesen Prozess. Wer damit umgehen lernt, kann Gott hören lernen.

Wie hören Sie ihn oder sie denn?

Wie im Gespräch mit einem Freund. Dort rede nicht nur ich, sondern ich gebe dem Freund Gelegenheit, etwas zu sagen. So geht es auch beim Beten darum, mich aus der Mitte zu nehmen und zurückzustellen. Dann kann ich anfangen zu hören.

Auf welche Art beten Sie?

Ich übe seit bald 20 Jahren das Herzensgebet. Das ist eine alte Gebetsform, die schon die ersten Christinnen und Christen geübt haben. Ich

bete täglich eine halbe Stunde intensiv. Und dann läuft es im Alltag mit. Manchmal stehe ich nach dem Beten auf und weiss etwas, das ich vorher noch nicht wusste. Das schreibe ich Gott zu.

Wie kann eine solche neue Erkenntnis aussehen?

Es muss nichts Spektakuläres sein. Vielleicht wird mir klar, wie ich in einer verfahrenen Situation anders reagieren kann. Oder es ist ganz einfach überraschend. Ein Wort, das mich trifft, existenziell berührt.

Wie läuft das Herzensgebet ab?

In der Übungseinheit sitze ich auf dem Meditationsbänkchen und gebe meinem Atem ein Gebetswort mit. Beim Einatmen sage ich innerlich «Herr Jesus Christus». Beim Ausatmen «Sohn Gottes, erbarme dich meiner». Andere Worte sind ebenfalls möglich, aber ich halte mich an die klassische Gebetsformel. Wenn ich im Garten arbeite und nicht so viel Luft habe, verkürze ich auf «Jesus» – «Christus».

Beten Sie denn die ganze Zeit?

Das ist das Ziel. Das Gebet läuft den ganzen Tag und die ganze Nacht über mit. Das ist quasi meine Grundschwingung. Und ich mache jeden Tag einen neuen Anfang.

Was bewirkt das Herzensgebet?

Ich bin innerlich ruhiger geworden, weniger ängstlich als früher. Auch sensibler und aufmerksamer für Fragen rund um Gerechtigkeit.

Ihren Kindern sagten Sie, man könne Gott mit dem Herzen hören lernen. Für was steht das Herz?

Das Herz ist für mich der Ort, an dem wir anders wahrnehmen als mit den fünf Sinnen. In der biblischen Tradition hat das Herz Augen und Ohren. Mit ihnen sehen und hören wir das, was wir uns nicht selbst sagen können. Mit dem Ohr des Herzens hören bedeutet, berührt zu werden und mit meiner Quelle in Kontakt zu kommen.

Jesus sagt in der Bibel oft: «Wer Ohren hat zu hören, der höre!»

Es ist nicht selbstverständlich, dass wir mit den Ohren, die wir haben, hören können. Jesus geht es um das Ohr des Herzens, das wir Menschen empfangsbereit machen können.

Sind Sie immer sicher, dass Sie Gott hören, und nichts anderes?

Auf das Beten folgt die Unterscheidung der Geister. Dabei muss ich

Lars Syring, 48

Er ist seit 19 Jahren Pfarrer in Bühler AR. Geboren in Ostwestfalen, studierte er in Deutschland evangelische Theologie. Sein Vikariat absolvierte er im Appenzellerland. Lars Syring war schon Telefonseelsorger und ist Spiritual MAS sowie Trainer in Liturgischer Präsenz. Er wirkt auch als Synodaler im Parlament der Evangelischen Kirche Schweiz. Syring ist verheiratet und Vater von drei Kindern.

die Erkenntnisse, die mir zugefallen sind, überprüfen. Traditionellerweise geschieht das in einer Gemeinschaft und einem Lehrer. Habe ich wirklich Gott gehört? Oder handelt es sich eher um Persönlichkeitsanteile von mir selbst?

Eine knifflige Unterscheidung.

Es gibt ein einfaches Kriterium: Macht mich das, was ich erlebt habe, liebevoller? Wenn ja, kommt es höchstwahrscheinlich von Gott. Es geht aber nicht so sehr um das, was ich beim Beten erlebe, sondern vielmehr um die Konsequenzen, die ich daraus für mein Leben ziehe.

Mit wem besprechen Sie sich?

Ich bin im Austausch mit meiner Frau, meinem geistlichen Begleiter und mit Menschen aus der kleinen Meditationsgruppe in unserer Kirchgemeinde. Übrigens zeige ich auch den Konfirmandinnen und Konfirmanden meine Übungen.

Und wie reagieren sie?

Unterschiedlich. In einem Wahlkurs erkläre ich ihnen, wie die Meditationsübungen in der Schule, etwa bei Prüfungen, und im Alltag helfen. Ich zeige ihnen Übungen zur Stärkung des eigenen Willens, zur Steuerung der Gefühle und fürs klare Denken. Über die Intensität des Übens können sie steuern, wie tief sie einsteigen wollen.

Zielen die Übungen mehr auf Gesundheit als auf Spiritualität?

Nein. Aber Spiritualität hat direkte positive Auswirkungen auf die Gesundheit. Solche Übungen können ein Einstieg sein. Übt man intensiver und länger, öffnet sich irgendwann das Ohr des Herzens.

Für die Reformatoren war das Bibellesen ein Hören auf das Wort Gottes. Ist es das für Sie auch?

Das Bibellesen gehört zum Herzensgebet und zur Unterscheidung der Geister dazu. Allerdings lese ich die Bibel anders, seit ich einen geistigen Weg gehe – eben auch in einem geistigen Sinn.



Foto: zvg

Was bedeutet das?

Der Evangelist Markus erzählt die Geschichte, in der Jesus einen Sturm stillt. Das Schiff, in dem die Jünger mit Jesus unterwegs sind, ist mein Lebensschiff. Das gerät manchmal in den Sturm. Die Frage ist: Wie kann ich dem Sturm trotzen und Ruhe bewahren? Im Idealfall so wie Jesus. Der liegt auf einem Kissen und schläft. Die Frage drängt sich auf: Was ist mein Kissen, auf dem ich sicher bin, wo mir das Unwetter nichts anhaben kann? Wenn ich das weiss, kann ich dem Sturm Einhalt gebieten, wie Jesus es schliesslich tut, und verzettele mich nicht im Aktionismus wie die Jünger.

Kommt es vor, dass Sie Gott nicht hören, so gut Sie auch zuhören?

Sicher. Und ich höre nicht immer das, was ich hören will. Dramatische Folgen hatte das Hören Gottes, schon bevor ich zu meditieren be-

«Das Herz ist für mich der Ort, an dem wir anders wahrnehmen als mit unseren fünf Sinnen.»

gann. Ich habe in Deutschland studiert, konnte dort aber kein Vikariat machen. Meinen Traumberuf Pfarrer hatte ich schon aufgegeben. Dann wurde in mir das Wort «Geh in die Schweiz» immer lauter – bis sich mir ein Weg öffnete, hierher zu kommen und Pfarrer zu werden. Dabei wollte ich nie ins Ausland!

Und Sie glauben, damit Gottes Stimme gehört zu haben?

Das empfinde ich so. In der Schweiz haben mich unfassbar viele Menschen freundlich aufgenommen.

Und wie steht es mit Gott – ist sie eine gute Zuhörerin?

(Lacht) Das ist vertrackt. Laut dem Psalm 139 weiss Gott, was ich sagen will, bevor ich es ausspreche. Und dieses «Du» weiss, was ich brauche, bevor ich darum bitte, wie es in Matthäus 6,8 heisst. Um Gott mache ich mir keine Sorgen. Es geht darum, ob ich ein guter Zuhörer bin. Interview: Sabine Schüpbach

Wenn das Trauern «auf später» verschoben wurde

Pandemie Trauerfeiern mit maximal fünf Personen – das war eine Vorschrift, die während der Corona-Zeit die Betroffenen besonders belastete. Wie kann das Abschiednehmen noch nachgeholt werden?

Bottenwil, Hirschtal, Schöffland Holziken, Staffelbach – fünf Dörfer im Suhrental, die zusammen eine Kirchgemeinde bilden, betreut von zwei Pfarrern und zwei Pfarrern. Dörte Gebhard ist eine von ihnen, ihr Pensum ist klein, 40 Prozent. Dennoch fühlt sie sich der Gemeinde nah – auch wenn die letzten Monate durch Abstandhalten geprägt waren. Obwohl das öffentliche Leben stillstand, fand das Pfarrteam Wege, um in Beziehung zu den Menschen zu bleiben.

Das «natürliche» Leben nahm seinen Verlauf wie immer. Kinder wurden geboren, und Menschen starben «wie immer». Das Abschiednehmen jedoch war durch die verordneten Einschränkungen noch zusätzlich erschwert. Besonders schmerzhaft spürbar wurde das, als zeitweilig nur fünf Personen an Beisetzungen teilnehmen durften.

Trauergespräche in Distanz

Wie ihre Kolleginnen und Kollegen hat auch Dörte Gebhard unter den schwierigen Verhältnissen gelitten, welche die Coronakrise mit sich brachte: «Trauergespräche im grossen Saal des Kirchgemeindehauses an vier weit voneinander entfernt stehenden Tischen, mit dem Geruch von Desinfektionsmitteln in der Luft – das ist nicht zu vergleichen mit den Begegnungen im Daheim des Verstorbenen...» Bei diesen Anlässen sei auch viel über diese ganz neuen Themen gesprochen worden: Man diskutierte über die Interpretation der Schutzkonzepte oder über die Fragen, was von den Vorschriften denn nun wirklich angebracht und «gerecht» sei.

Sehr häufig kam der Wunsch nach einem öffentlichen Abschiedsgottesdienst, wenn es dann wieder möglich sein würde. Dörte Gebhard zeichnete ihre Eindrücke vom Trauergespräch noch genauer auf als sonst, damit sie sich später wieder in die Situation hineinversetzen könne. Von den Gedenkfeiern, die «für später» angekündigt worden sind, hat Ende Mai noch keine stattgefunden. Der telefoni-



Verordnetes Abstandnehmen: trotz äusserlicher Distanz herzlich miteinander verbunden.

Foto: Roger Wehrli

«Der Ort im Trauerprozess wird ein anderer sein.»

Dörte Gebhard
Pfarrerin

sche Kontakt mit den Trauernden ist in dieser Zwischenzeit besonders wichtig. «Und selbstverständlich werden wir zur Vorbereitung des Abschiedsgottesdienstes ein weiteres Gespräch führen.»

Das Pfarrteam überlegt sich zusammen mit den Trauernden verschiedene Möglichkeiten, etwa eine Feier für mehrere Verstorbene eines Dorfes. «Ganz sicher wird der Ort im Trauerprozess dann ein anderer

sein, er muss erkannt und neu gestaltet werden.» Ein besonderer Moment wird der Ewigkeitssonntag sein, auch weil während Wochen keine öffentlichen Abkündigungen stattgefunden haben.

Vereint im Gebet

Wie aber konnten die Trauernden in diesem «Dazwischen» unterstützt werden? Neben dem Telefonieren war das gemeinsame Gebet in den einzelnen Häusern zwar ein dezentraler, aber doch wichtiger Anlass: Dazu wurde wöchentlich digital oder in Briefform ein Impuls geschickt, auch eine Anleitung für eine Abendmahlsfeier zu Hause gehörte dazu. «Zwar getrennt, aber zur gleichen Zeit mit vielen anderen Andacht zu halten, das Unservater zu beten, diese Erfahrung hat viele gestärkt und getröstet.» Auch in Dörte Gebhards persönliche Fürbitte sind die Trauernden aufgenommen, jene in der Gemeinde, aber auch Angehörige weit weg, die kei-

ne Möglichkeit hatten, ihren Lieben nahe zu sein.

Versammelt zum Gedenken

Wenn der Gottesdienst dann endlich stattfinden kann – was soll seine Botschaft sein? Schon jetzt hat Pfarrerin Dörte Gebhard in der Situation des verordneten Abstandnehmens immer darauf hingewiesen, «dass wir trotz äusserlicher Distanz herzlich miteinander verbunden sind, in Trauer, in Dankbarkeit, in Hoffnung», auch mit denjenigen, die nicht anwesend sein können, aber von daheim aus beim Glockengeläut innehalten und der Verstorbenen gedenken. Das wird die Pfarrerin auch in den bevorstehenden Gedenkfeiern tun: «Wie stets will ich durch Predigt und Liturgie Trost und Hoffnung vermitteln, die Hoffnung auf die Auferstehung von den Toten in eine Welt, in der es keine Not, kein Leid, kein Geschrei, also auch kein Corona mehr geben wird.» Käthi Koenig

Es ist, wie es ist



Trost finden, wenn die eigenen Worte Tränen sind

Von Susanne Hochuli

«Es brennt Brüder, es brennt! Ach, unser armes Shtetl brennt!» Jiddische Lieder haben es mir angetan. Keine andere Musik enthält für mich mehr Welt- und Herzschmerz, mehr Lebensfreude und Schalk und, rückblickend natürlich einfach zu sagen: mehr Vorausahnung. Mordechai Gebirtig hat das Lied «s'brennt» 1936 nach einem Pogrom in einer kleinen polnischen Stadt verfasst. Wenig später brannte nicht nur das Shtetl, sondern die ganze Welt. Gebirtig beschreibt in seinem Lied die Flammen und die Feuerzungen, die das Shtetl vernichten. Daneben richtet er eine aufrüttelnde Mahnung an alle: «Steht nicht so herum, Brüder / Mit verschränkten Armen / Steht nicht, Brüder, löscht das Feuer / Unser Shtetl brennt!»

Heute brennt die Welt wieder. Die Pandemie macht Menschen krank traurig und lässt sie sterben, oft alleine, auf sich selbst zurückgeworfen. Menschen verlieren ihre wirtschaftliche Existenz und ihr Zuhause; sie haben Angst und grosse Sorgen. Die Armut steigt weltweit an, vor allem bei Kindern. Rassismus, Ausgrenzung und verbale Übergriffe führen zu gewaltsamen Protesten. Die Klimakrise ist nicht ausgestanden, sie geht weiter, und wer sich nicht sagt: «Nach mir die Sintflut», fragt sich: «Was liegt vor mir und meinen Nachkommen?» Unsicherheit macht sich breit und die Menschen gereizt.

Man könnte versinken im Grauen! Und doch gibt es Trost. Die gelebte Solidarität zwischen Jung und Alt, die aufblühende Nachbarschaftshilfe, das sich Besinnen auf Wesentliches, wenn es auch nur momentan sein mag – ja, das tröstet und stärkt. Daneben spendet mir vor allem ein Lied Trost, dessen Worte 1943 im Ghetto von Wilna geschrieben worden sind. Im Gedicht «Unter deinen weissen Sternen» fragt der jiddische Dichter Abraham Sutzkever an diesem gottverlassenen Ort: «Über Häuser, über Dächer / Rufe ich: Wo bist Du, Gott?» Während er Gott sucht, bittet er: «Unter Deinen weissen Sternen / Gib mir Deine weisse Hand. / Meine Worte sind nur Tränen, / Nimm sie auf in Deine Hand.» Dieses Lied, gesungen von der israelischen Sängerin Chava Alberstein, möge Sie, liebe Leserin, lieber Leser, in den Sommer begleiten - und weit darüber hinaus.

Susanne Hochuli ist ehemalige Aargauer Regierungsrätin und Stiftungsratspräsidentin von Greenpeace. Foto: zvg

Von Adam bis Zippora

Moses

Moses ist die wohl herausragendste Gestalt im Alten Testament. Die fünf Bücher Mose sind nach dem Propheten benannt. Exodus, das zweite Buch, erzählt von seinem Leben: Er wird als Sohn einer hebräischen Frau aus dem Stamm Levi in Ägypten geboren. In einer Zeit, als der Pharao verordnet hat, alle Söhne von Hebräerinnen zu töten. Deshalb versteckt ihn seine Mutter und legt ihn nach drei Monaten in einem Korb ins Schilf am Nilufer.

Die Tochter des Pharao findet das Kind im Korb, nimmt sich seiner an und gibt ihm den Namen Moses. Der Hebräer wächst somit im nächsten Umfeld des Grosskönigs auf. Als er einen Ägypter beobach-

tet, der einen Hebräer tötet, bringt Moses den Ägypter um und flieht. Später, im Exil, hört er Gott durch einen brennenden Dornbusch zu ihm sprechen. Auf Gottes Geheiss kehrt er nach Ägypten zurück, um das Volk Israel, also die Hebräer, zu befreien und ins Gelobte Land zu führen. Nach zehn von Gott gesandten Plagen lässt der Pharao die Hebräer endlich ziehen. Zusammen mit seinem Bruder Aaron führt Moses Gottes Volk aus Ägypten. Auf dem Berg Sinai empfängt er von Gott die berühmten Zehn Gebote. Nach 40-jährigem Unterwegssein erblickt er vom Berg Nebo aus das Gelobte Land. Er selbst darf es jedoch nicht betreten. Er stirbt im Land Moab. Nicola Mohler

Wie linderte David die Depressionen von König Saul? War Maria Magdalena die Geliebte von Jesus? «reformiert.» stellt biblische Gestalten vor.



Cartoon: Heiner Schubert

Das Fragezeichen war sein steter Begleiter

Nachruf Der Berner Autor Lorenz Marti ist 68-jährig gestorben. Er stellte sich den grossen Fragen, ohne endgültige Antworten zu geben.

Jeden Morgen besteigt eine Frau in Düsseldorf die U-Bahn, schlägt eine beliebige Stelle im Buch «Wie schnürt ein Mystiker seine Schuhe?» von Lorenz Marti auf. So steht es auf der Website des Schriftstellers. Noch ist dort nicht zu lesen: gestorben am 27. Mai 2020 vor seinem Computer. In Menschen wie der Düsseldorferin lebt Marti weiter.

Das Schwere leicht sagen

Das Buch mit dem schnürsenkelbindenden Mystiker hatte seinen Ausgangspunkt in den Redaktionsstuben des Berner «Saemann» und setzte sich fort in «reformiert.». Damals seien die Kolumnen unter dem Titel «Spiritualität im Alltag» entstanden, erinnert sich der frühere «reformiert.»-Redaktor Samuel Geiser. «Unglaublich, wie es ihm gelang, permanent Qualität zu liefern.» Viele der über 120 Kolumnen, die Marti in 13 Jahren schrieb, fanden den Weg in sein erstes Buch.

Rudolf Walter hat alle sechs Marti-Bücher für den Herder-Verlag betreut. Schon beim ersten Buch war er fasziniert von der Gabe des Autors, das Schwere leicht zu sagen,

von seinem untrüglichen Gefühl für Rhythmus und Sprache und davon, wie leise Lorenz Marti seine überraschenden Pointen setzte.

Aber vor allem beeindruckte Walter, wie selbstverständlich hier die grossen existenziellen Themen durch Erfahrungen im Alltag entschlüsselt wurden. Schnell avancierte das Buch für Schweizer Verhältnisse zu einem Bestseller und fand auch Resonanz bei einem deutschen Publikum. Es folgten fünf weitere Bücher, 125 000 Exemplare sind bisher verkauft worden.

Der Erfolg überrascht den Lektor nicht. «Die Spiritualität von Lorenz Marti trifft die allgemeine Befindlichkeit.» Offen und neugierig, frei von dogmatischem Ballast, widme er sich den grossen Fragen und buchstabiere sie an kleinen, alltäglichen Beispielen durch, so Walter.

Das letzte Buch, welches Rudolf Walter lektorierte und das 2019 in die Buchhandlungen kam, trug den Titel «Türen auf! Spiritualität für freie Geister». Was denn einen freien Geist ausmacht, schreibt der Autor Lorenz Marti programmatisch in seinem Vorwort: «Das Fragezei-

chen ist mein Begleiter, und der Ausgang bleibt offen.»

Perspektiven mit Kultstatus

«Türen auf – und hinaus ins Freie» steht denn auch über seiner Todesanzeige. Viele Türen öffneten sich ihm als Religionsredaktor von Radio DRS. Samuel Geiser sagt, Martis «Perspektiven»-Sendungen hätten Kultstatus gehabt. Geiser führt das auf den «ganz eigenen Stil» Martis zurück, der journalistisch gewesen sei und trotzdem einen meditativen Teppich ausgerollt habe.

«Türen auf – und hinaus ins Freie», das Lebensmotto weist zudem auf den Flaneur und Wanderer hin. Das tägliche Spazieren war ihm Meditation und Inspirationsquelle zugleich für seine literarisch-spirituellen Betrachtungen. Wenn Marti auch Etiketten scheute, um Wörter wie Christ oder Mystiker zur Selbstbezeichnung einen Bogen schlug, hat er einmal doch eine Charakterisierung von sich gewagt: «Ich bin ein Spaziermeditierer.»

Obwohl es ihn in den 1968er-Jahren vorübergehend zur fernöstlichen Spiritualität hinczog, war Mar-



Aus dem Leben gerissen: Lorenz Marti (1952–2020).

Foto: Marco Frauchiger

ti keiner, der zum Verweilen in den Yoga-Sitz wollte. Gehen sei für ihn ideal. Stillsitzen, «dafür bin ich zu unruhig», sagte er einmal. Wie sein berühmter Vater, Dichterpfarrer Kurt Marti, mass er dem Leben nach dem Tod wenig Bedeutung zu.

Aber eines faszinierte den Autor des Buches «Sternenstaub» dennoch, wie er einmal in der Fernseh-

sendung «Sternstunde Religion» offenbarte: «Wir alle sind aus Sternenstaub und werden wieder zu Sternenstaub. Das macht mir bewusst, in was für einem grossen Strom eigentlich mein kleines Leben eingebettet ist.»

Marti starb am 27. Mai «am Ende eines schönen Tages», wie es in der Todesanzeige heisst. Delf Bucher

INSERATE

reformiert.

«reformiert.» ist die Mitgliederzeitung der reformierten Kirchen von Zürich, Aargau, Bern-Jura-Solothurn und Graubünden. Die Zeitung erscheint monatlich mit einer Auflage von rund 700 000 Exemplaren sowie im Kanton Zürich mit elf zusätzlichen Ausgaben in einer Auflage von rund 220 000 Exemplaren.

Für die Redaktion in Zürich suchen wir per Dezember 2020 (oder nach Vereinbarung)

eine Redaktorin/einen Redaktor (50–60%)

Wir wünschen uns:

- Journalistische und redaktionelle Erfahrung
- Interesse an theologischen Fragen und entsprechende Grundkenntnisse
- Kenntnisse kirchlicher Strukturen und Interesse an kirchlichen, religiösen und gesellschaftspolitischen Fragen
- Leistungsbereitschaft und Teamfähigkeit

Wir bieten Ihnen:

- Abwechslungsreiches Arbeiten in einem motivierten und solidarischen Team
- Journalistische Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen, politischen und theologischen Fragen
- Zeitgemässe Entlohnung und Sozialleistungen
- Einen Arbeitsort an attraktiver Lage in der Altstadt von Zürich

Bei Fragen zu der ausgeschriebenen Stelle wenden Sie sich bitte an Felix Reich, Redaktionsleiter reformiert.zürich: 044 268 50 04

Gerne erwarten wir Ihre Bewerbungsunterlagen per Email bis zum 17. August 2020 an die folgende Adresse:
Felix Reich, Redaktionsleiter, bewerbung@reformiert.info

Reformierte Kirche Aargau

Evangelischer Theologiekurs für Erwachsene ab 24. Oktober 2020

Theologie erleben: fragen – nachdenken – wissen Der Fülle des Lebens auf der Spur

Theologie denkt über den Glauben nach. Dieses Nachdenken wird umso interessanter, je mehr Grundwissen vorhanden ist. In einer für ein Jahr konstanten Gruppe wird gemeinsam gelernt, diskutiert, nachgefragt, kritisiert, werden Meinung gebildet und überprüft. Der Kurs befähigt zu einem selbständigen und fundierten Urteil in theologischen und biblischen Fragen.

Der ganze Theologiekurs dauert 3 Jahre und findet jeweils am Donnerstag von 18 bis 21 Uhr im Bullingerhaus, Jurastrasse 13 in Aarau statt. Insgesamt umfasst das aktuelle Kursjahr 28 Kursabende, 3 Studientage und 3 Wochenenden. Die Schulferien (Aarau) sind kursfrei.

Weitere Informationen und Anmeldung: www.ref-ag/evangelischer-theologiekurs



HEKS EPER

Im Kleinen Grosses bewirken.
PC 80-1115-1 www.heks.ch



Kloster Kappel

Erholen im Kloster Kappel

Sommer-Spezialangebot:

z.B. 3 Nächte im Einzelzimmer ab Fr. 264.-
oder für 2 Personen im Doppelzimmer für Fr. 384.-

Tel. 044 764 88 10 | www.klosterkappel.ch

reformiert.

Folgen Sie uns auf [facebook/reformiertpunkt](https://www.facebook.com/reformiertpunkt)



www.friedwald.ch

Baum als letzte Ruhestätte
75 Anlagen in der Schweiz
052 / 741 42 12

Porträt

Die Theologin, die Coiffeuse lernt

Beruf Iris Nydegger ist überzeugt, dass eine gute Frisur eine Menge mit Würde zu tun hat. Sie kombiniert Handwerk und Seelsorge neu.



Iris Nydegger sucht und findet beim Frisieren auf unkomplizierte Art Zugang zu den Menschen.

Foto: Annick Ramp

Iris Nydegger ist lebhaft, schlagfertig und tief sinnig. Nicht unbedingt Eigenschaften, die es braucht, um Hairstylisten zu werden. Oder doch? Im Coiffeursalon von René Ungricht in Dietikon ist die 56-Jährige im zweiten Lehrjahr und bereitet sich auf ihre Teilprüfung vor. Auf Zeit muss sie dann Haare einwickeln, schneiden und aufstecken.

«Damit ich die Prüfung bestehe, übe ich nach Feierabend an Modellköpfen», sagt Nydegger. Abläufe automatisieren ist jetzt angesagt. Sie zeige vollen Einsatz, sagt ihr Chef René Ungricht. Das muss sie auch, denn Iris Nydegger macht eine verkürzte Lehre, weil sie bereits einen

anderen Beruf und auch ein anderes Leben hatte. Noch bis vor Kurzem war die ausgebildete Primarlehrerin und studierte Theologin Leiterin der Fachschaft für Ethik und Religion an der Pädagogischen Hochschule (PH) in Zug. «Das war mein Kind», sagt sie nachdrücklich, und in ihren braunen Augen ist Bedauern zu sehen. «Ich musste im Leben schon oft loslassen.»

Eine Auszeit im Kloster Fahr
Mit der Einführung des Lehrplans 21 wurde ihr Fachschaftsbereich, den sie aufgebaut hatte und in dem sie Primar- und Kindergartenlehrpersonen beibrachte, Religion zu un-

terrichten, aufgelöst. Iris Nydegger suchte bereits früher schon nach «mehr». Nachdem sie sechs Jahre lang Primarlehrerin in Unterenstringen war, entschloss sie sich zu einer

Iris Nydegger, 56

Geboren in Dietikon und wohnhaft in Luzern, studierte die ehemalige Katholikin nach ihrer ersten Ausbildung zur Primarlehrerin Theologie und Judaistik in Luzern. Inzwischen ist sie aus der katholischen Kirche ausgetreten und erwägt, sich der Konfession der Christkatholiken anzuschliessen.

Auszeit im nahegelegenen Kloster Fahr. Einen Winter lang besuchte sie dort die Bäuerinnenschule und kam durch Begegnungen mit Probst und Klosterfrauen auf die Idee, Theologie zu studieren: «Sie haben dort alle meine Zweifel einfach stehen lassen», sagt sie. Dann begann sie das Theologiestudium.

Kündigung ins Blaue hinein

Die Anstellung bei der PH in Zug ergab sich zu ihrem grossen Glück. Dann war aufgrund eines bildungspolitischen Entscheids nach 13 Jahren Schluss. Iris Nydegger konnte als Dozentin zwar weiterarbeiten, es war jedoch nicht mehr dasselbe. Hinzu kam der plötzliche Tod ihrer

«Zwar treten die Menschen aus der Kirche aus, aber zum Coiffeur kommen sie.»

Jugendfreundin und das Schicksal ihrer Mutter, die einen Hirnschlag erlitt. Nydegger sagte sich: «Jetzt ist fertig», und kündigte ins Blaue hinein. Die Endlichkeit des Lebens, über die sie mit ihren Studierenden philosophiert hatte, traf sie nun selbst mit voller Wucht.

«Mich zog es zur Seelsorgearbeit.» Dort hatte Nydegger bereits eine Zusatzausbildung. In ihrer Kirche fand sie als geschiedene Katholikin keinen Weg für sich. Sie suchte weiter, suchte nach einem Zugang, um mit Menschen ins Gespräch zu kommen. Der kam ihr im Krankenhaus, wo sie ihre Mutter regelmässig besuchte. Ihr fiel auf, dass die alten Menschen dort oft unfrisiert waren, ihnen die Haare zu Berge standen; ein Anblick, den sie als unwürdig empfand. Kurzerhand brachte sie bei ihrem nächsten Besuch einen Lockenstab mit und begann, ihrer Mutter die Haare zu machen. «Das war mir wichtig», sagt sie. Nach und nach sprachen sie andere Patienten an und fragten: «Sagen Sie mal, können Sie mir auch die Haare kämmen?»

Über das Frisieren fand Iris Nydegger den Zugang zum Gespräch. Auf einmal war ihr klar: «Das ist es. Zwar treten die Leute aus der Kirche aus, aber zum Coiffeur kommen sie, und da warte ich.» So kommt es, dass im Coiffeursalon von René Ungricht heute eine Lehrtochter am Werk ist, die seelsorgerliche Fähigkeiten hat. **Constanze Broelemann**

Gretchenfrage

Christian Jott Jenny, Amtsvorsteher

«Ich habe die halbe Kindheit in Kirchen verbracht»

Wie haben Sies mit der Religion, Herr Jenny?

Sie stellen Fragen! Wie viel Platz haben wir für dieses Interview?

1865 Zeichen inklusive Leerschläge. Warum? Ist Ihr Beziehungsstatus zur Religion kompliziert?

1865 Zeichen finde ich schon mal eine gute Zahl. Sie entspricht in etwa der Höhe über Meer von St. Moritz. Ich glaube sogar, dass die Beziehung zur Religion kompliziert sein muss! Denn sonst wäre sie ja gleichgültig. Ist es nicht so, dass man auch im Leben komplizierte Beziehungen irgendwie mehr liebt als gleichgültigere? Bei mir ist es eben so.

Eine Amour fou?

Ja, vielleicht dürfen wir tatsächlich davon ausgehen, dass es sich um eine Liebesbeziehung handelt. Frei nach dem Motto: Was sich neckt, das liebt sich? Ich bin unreligiös und sehr liberal aufgewachsen. In unserem Familienhaushalt – wohl einer der letzten des typischen Bildungsmittelstandes – wurde viel diskutiert, viel Musik gehört und gespielt. Die Kirche spielte nur in der Steuererklärung eine Rolle.

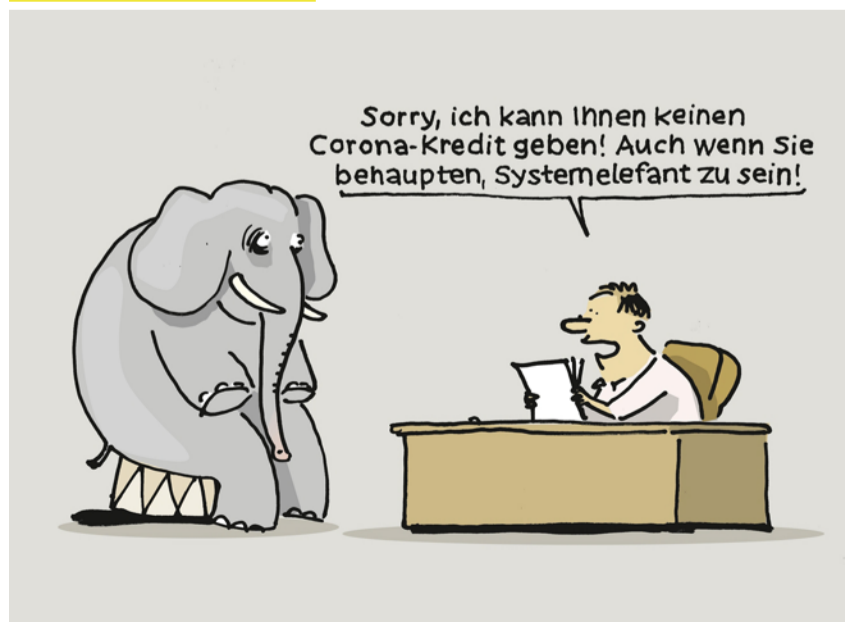
Und dann?

Mein Glück war, dass ich früh auf eine Pfarrerpersönlichkeit traf, die mich sehr geprägt hat: den Pfarrer Gerhard Traxel aus Zürich-Witikon. Er hätte auch Papst werden können. Am meisten beeindruckte mich, dass er das institutionelle kirchliche Geschwafel nicht einfach wiedergab, sondern selbst eine Meinung zur Sache hatte. Neben vielen Freunden bescherte ihm das auch viele Gegner. Damals lernte ich die Handschrift der Heuchler und Moralisten kennen.

Mit der Kirche ist die Beziehung also auch ziemlich kompliziert?

Ich habe der Kirche, der ich übrigens nicht mehr angehöre, sehr viel zu verdanken: die ständige Auseinandersetzung mit der Schöpfung und mit menschlichen Grundfragen. Und nicht zuletzt die Musik! Ferner liebe ich Kirchen als Raum. Ich habe meine halbe Kindheit dank der Zürcher Sängerknaben in Kirchen verbracht. Ich vermisse diese Zeit sehr. Interview: Felix Reich

Christoph Biedermann



Tipp

Vortrag

Unsere Schulen und die digitale Welt

Bildung galt lange als das Erlernen von Fähigkeiten, die auf klare und sich nur langsam verändernde Berufsbilder hinzielten. Je ungewisser es ist, wie denn die Arbeitswelt von morgen aussehen wird, desto schwieriger wird es für die Schule und die Berufsbildung, auf diese digitalisierte Zukunft vorzubereiten.

Gibt es neue Erkenntnisse zur geforderten Qualität der Bildung? Wie schätzen die Menschen in der Schweiz die Fähigkeiten der obligatorischen Schule ein, die Jugend von heute auf die digitalisierte Welt von

morgen vorzubereiten? Was ist besser – das duale Berufsbildungssystem oder die allgemeinbildende Ausbildung in Gymnasien?

Die Ökumenische Kommission Kirche-Wirtschaft der Landeskirchen lädt ein zu einem Referat von Prof. Dr. Stefan Wolter, Direktor Schweizerische Koordinationsstelle für Bildungsforschung, Aarau. Es folgt ein Podiumsgespräch mit Christian Aeberli, vom Departement Bildung, Kultur und Sport des Kantons Aargau und Luigi Garavelli, Co-Schulleiter Schule für Gestaltung Aargau. Eintritt frei. kk

«Welche Bildung für die Zukunft?»: 18. August, 17.15–19 Uhr, Stapferhaus, Bahnhofstrasse 49, Lenzburg. Anmeldung bis 11.8.: kirche-wirtschaft@ref-aargau.ch



Christian Jott Jenny (41) ist Tenor, Kulturproduzent und Gemeindepäsident von St. Moritz. Foto: Keystone